

Aus Kindertagen [Fortsetzung]

Autor(en): **Kaegi, Hans Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aus Kindertagen.

Nachdruck verboten.

Simplicitäten von Hans Paul Kaegi, Ammerswil.

Mit Kopfleisten von Carl Moesch, Dieckenhofen-München.

III.

Du mußt Geduld haben, lieber Leser, wenn ich den blauen Leiterwagen noch einmal aus dem dunkeln Schuppen der Vergangenheit heraushole. Denn mit ihm verknüpft sich die erste genaue Erinnerung, die ich noch an meine älteste Schwester Meta habe.

Von Schweizers, unsern Nachbarnleuten, brachte ich eines Abends den großen schwarzen Hammel mit heim und zerrte ihn mit mir die Treppe hinauf in die Wohnstube. Mutter war erst mächtig erschrocken; aber dann mußte sie doch selber lachen und ließ mich gewähren. Während ich aber meinen kaltgewordenen Kaffee trank und die Brocken hastig hinunterlöffelte, stand der Bock blöb in der Stube und machte ein rechtes Schafsgesicht und wollte keinen von meinen Brocken nehmen. Ja-nu, so muß er halt ungesättigt den Leiterwagen und die Meta herumziehn! Und er tut es auch ganz manierlich, ganz arglistig-manierlich, bis einmal die Stubentür aufgeht und der bockige Hammel seinen Vorteil ersieht und entwischt, auf den Gang hinaus und die Treppe hinab. Und der Wagen und die Meta schlenkern in wilden Sägen hinter ihm drein. Auf dem Treppenabsatz drunten reißen die Schnüre und bricht die Deichsel, und das räudige Schaf rast allein dem Stall zu.

Als ich dann so um die halb achte herum endlich vorsichtig und nach der Witterung schnuppernd daheim auch wieder auftauche, da fährt mir unversehens eine Tracht Prügel wie ein Hagelwetter über den Hintern; denn die Meta hatte auch gar zu laut geheult und der Wagen gekracht und die Scheiben geklirrt!

Mit den Schafböcken sind wir überhaupt schlecht gefahren; denn nachher haben wir selber einen gehabt. Das war hübsch, wie wir dazu gekommen. Ohne an etwas zu denken, stehen wir in der Küche und häkeln der Mutter beim Rükleinbacken soviel Leig weg, als wir erwischen können. Da klingelt auf einmal etwas die Treppe herauf. Erst spizen wir nur die Ohren;

dann rennt das erste hinaus und die ganze Bande hintendrein. Wahrhaftig trippelt ein schneeweißes Böcklein ganz allein und ganz geschäftig, als hätte es da was zu suchen, die Treppe herauf und kümmert sich gar nicht um uns, sondern läuft mitten durch gradwegs in die Küche. Um den Hals hat's ein rotes Band, und mit schwarzen Glaskügelchen steht darauf gestickt: HANSLI. Nun sollte aber grad in jenen Tagen unser Brüderlein „Hans“ getauft werden und war also das Böcklein ein Geschenk für uns Kinder zur Erinnerung daran. Könnt euch denken, wie wir uns gefreut haben! Und das Böcklein war bald ganz zahm und lief uns nach wie ein Hund. Nur mit dem Wiggi hat es sich nie vertragen und hat die kleine Person all Tag ein paarmal über den Haufen gerannt. Und da haben die bösen Pflastersteine auch dem Hansli den Hals gebrochen wie früher der Fuchsenpfeife: er mußte fort. Unser Dienstmädchen, das grad heimfuhr nach Lausen hinauf, mußte ihn mitnehmen und mich dazu. Das ist glaub' ich das erste Mal gewesen, daß ich so allein von der Familie ein Stück in die Welt hineinfuhr... 's hat mir aber nicht gefallen, das Stück!

In Lausen legten sie grad Ostereier. Mußte einer hundert aus einem Henkelforb auf die Straße legen, alle gleichweit von einander und nachher wieder einpacken und durfte keines dabei zerbrechen. Derweilen sollte ein anderer nach Riestal rennen und wieder zurück und da sein, bevor der mit den Eiern fertig wäre. Und das ganze Dorf stand links und rechts an der Straße und paßte auf, wer gewänne. Ich kann's aber nicht mehr sagen.

Dabei ersieht nun auf einmal die Lisebeth ihren Schatz, wie er bei einer andern steht, und holt ihn weg, und da müssen der Hansli und ich den ganzen Abend mit ihr und dem Schatz in den erleuchteten Wirtsgärten herumziehen und wären beide viel lieber daheim. Und zuletzt seh' ich nur noch, wie der Schatz den Arm um die Lisebeth legt und sie an sich drückt und so große Augen macht an sie heran. Dann leg' ich den Kopf auf

die Arme und schlafe gleich ein. Und erst am andern Morgen bin ich wieder aufgewacht an einem ganz fremden Ort und ist mir gar nicht wohl gewesen dabei. Und bin froh gewesen, als ich nur wieder mit der Lisabeth in die Bahn steigen konnte, obwohl ich ja doch meinen Hansli zurücklassen mußte, meinen armen lieben Hansli! Auf dem Bahnhof habe ich ihn noch einmal fest an mich gedrückt. Und er hat mir nachgehen wollen wie immer; aber sie haben ihn fest an der Schnur gehabt. Und dann hab' ich noch lange zum Fenster hinausgesehen, und zuletzt war es nur noch ein weißer Punkt, was ich sah, und dann nichts mehr. Da wär ich doch lieber wieder nach Hausen gefahren und hätte meinen Hansli geholt! Meinen lieben bösen Hansli!

Aber nein; nicht nur mit den Schafböcken, sondern eigentlich mit allen Tieren ist's uns ja so böß gegangen, wir haben sie nie lang behalten. Die jungen Katzen sind in alle Schränke hineingeschlüpft, die wir haben offen stehen lassen, und sind auf die Servietten gehockt und haben sie verschiffen. O pfui, pfui, was für eine Beschercung! Und die Kanarienvögel sind uns immer schon nach ein paar Tagen davongeflogen und ein Nachtueel auch. Und dann habe ich zuletzt noch ein paar Spazgen gehabt. Da hat aber gar niemand davon gewußt. Sondern ein paar größere Buben hatten auf dem Bahnhof in einen Güterwagen Hühnerfutter gestreut, und einer hatte sich drinnen hinter einem Mehlsack versteckt, und als dann die Spazgen und Meisen uns Futter händelten, schoben die draußen schnell die Wagentür zu, und der drinnen fing die geängstigten Vögel mit einem Netz weg und schoppte sie wie Maikäfer in eine große Schachtel mit Luftlöchern. Und als sie an unserem Hause vorbeigingen und wichtig taten, fragte ich zum Fenster hinaus, was sie hätten. Da zeigten sie's mir. „O, gebt mir auch einen!“ „Was gibst du dafür?“ Unerweilt rief ich: „Ein Zuckerbrot!“ Denn ich aß grad eins. Da wollten sie. So lief ich zur Mutter und bettelte um ein neues Butterbrot mit Zucker und bekam dafür zwei Spazgen geschenkt. Die wollte ich pflegen und schloß sie ins Glätzzimmer ein. Aber natürlich vergaß ich sie nachher ganz, und als ich nach Tagen zufällig wieder hineinkam, lagen sie steif und tot. Da schlich ich eine Zeit lang herum, als ob ich Prügel bekommen sollte, und wär mir fast lieb gewesen, ich hätte bekommen; denn ich wußte, daß ich's verdient. Die Spazgen aber begrub ich hinter einem entlegenen Johannisbeerstrauch und hatte nun genug und wollte keine eigenen Tiere mehr haben.

Dafür fing ich nun an, ganze Tage in Schweizers Ställen herumzustreichen, daß beim Essen meine großen Schwestern naserrümpfend von mir wegrückten. War mir aber Wurst.

Jetzt war es dann doch etwas anderes mit dem Grasen als zu den Zeiten des Mineli Marti. Sei, wie sprengten wir jetzt mit dem Leiterwagen dorfab, der Emil Schweizer und ich, noch vor den Achten! Und ich stand ganz vorn und hielt mich fest und sizte manchmal mit meiner Geißel dem Roß eins auf die breiten braunen Backen. Und der Emil lehnte hinter mir und führte das Leitseil. Und wenn dann der Emil das Gras auflud, tätschelte ich zuerst noch ein wenig am Gaul herum, und wenn er einen langen Hals machte zu den Bäumen hinauf und ein Blätterbündel erwischte, hängte ich mich schwer an

die Trense und riß ihm den Kopf herab. Und so allmählich drückte ich mich dann gegen den Wiesenfluß hinunter und trat mit meinen bloßen Füßen ins Wasser und bückte mich nach glänzenden Kieseln, bis der Emil mich rief und mich auf das Gras hinaufklüpfte. Dann ruhten die Knie auf der Leiter des Wagens, und mit dem Sitz sank man ganz tief ein, weil der Klee nur so lose und weich geladen war. Und ganz taufeucht und frisch war er noch. Ja, das war jetzt erst etwas!

Aber noch viel schöner war es, im Herbst das Vieh auf die Weide zu treiben. Wenn's so ein sonniger Septembertag war und über dem Bergfirchlein von Tüllingen und der Nadelspitze von St. Christophona so ein Duft lag und die Jurahöhen lagen so weich, weich und wellig und der Schwarzwald so dunkelviolett. . . Herr Gott noch einmal, war das schön! Dann lagen wir im Gras und schauten in den Himmel hinauf, ganz hinein in das Blau. Nur über den drei Pappeln, wo der Weiher liegt, stand ein dünnes, durchsichtiges Wölklein und breitete ganz, ganz langsam seine weißen Arme auseinander und zog sie eben so langsam wieder zusammen, als schwämme es in seliger Ruhe durch das tiefe Himmelsblau. Dazu schlugen gleichmäßig die Kuhglocken an beim Grasen — die große, das ist die vom „Sterni“, der Prachtskuh, die auch mein Stolz ist, wenn ich die Herde heimtreibe mit dem Hüterbuben. Was läutet er denn auf einmal so, der Sterni? Aha, er kratzt sich den Hals an einem Kirschbäumchen, daß die welken Blätter wie ein Goldregen auf ihn herabfallen!

Und dann wieder ist der Hüterbub aufgestanden und langsam bis zum Bachrand gegangen und hat sich da auf den Bauch gelegt und den Kopf über's Wasser gestreckt und hineingeschaut. Und ich auch. Und mit den Geißelstecken haben wir unter dem ausgefressenen Uferstrand herumgestochert, daß manchmal eine rotgetipfelte schlante Forelle wie der Teufel davongeschossen ist. Und der Hüterbub behauptete steif und fest, es hockten auch noch Krebsen drunter und es habe sich ihm einmal einer an den Stecken gehängt und am Sonntag drauf habe er ihn gebraten und habe noch ein schmachtendes Süpplein davon gehabt. Mir hat sich aber nie keiner gezeigt, wenigstens dort nicht.

Einmal, als es schon merklich herbstellte und am Fluß drunten weiße Nebelkoblde im Gras herumkrochen, da machten wir uns ein Feuer. Und nicht lange so kamen von der andern Seite des Baches auch noch ein paar Hüterbuben und rutschten über die große Stellfalle zu uns herüber und hatten ihre Äpfel und Kartoffeln mitgebracht. Da brätelten wir sie an unserem Feuer. Und einer von den Hergelaufenen meinte, er wüßte noch etwas Besseres: wir wollten Frösche fangen und Froschschenkel essen. Und bald hatten sie auch ein paar bei einander und jäbelten ihnen mit dem Taschenmesser die hintern Beine rausch ab und schmissen sie einfach wieder in den Bach und war greulich zu sehen, wie sie da herumschwaberten. Aber als ich das nicht mit ansehen und von der ganzen Froschgeschichte lieber nichts mehr wissen wollte, da lachten sie mich aus und sagten: Sicher, uf Ehr, das mache den Fröschen gar nichts und die Beine wüßsen ihnen ja wieder nach. Und da habe ich es schon glauben müssen, weil sie gesagt hatten: „Uf Ehr!“ Da steckten wir denn zwei kleine, gegabelte Nester in den Boden, und

in die Gabeln kam ein Stecken zu liegen, an dem die acht Froschschenkelein baumelten. Die schmorten wir so hübsch bräunlich, und als ich davon versuchte, hatte ich noch nie so etwas Gutes gegessen. Und jeder bekam zwei.

Aber nachher hab' ich das doch nie mehr leiden mögen, sondern nahm lieber in spätern Jahren Käse mit auf die Weide. Und dann brieten wir den und strichen ihn auf die Kartoffeln. Das erste Mal haben wir freilich eine Dummheit gemacht und das ganze Halbpfund, das wir am Stecken drehen, ins Feuer fallen lassen, daß es futsch war. Aber nachher hat mir Mama immer ein Emailplättli mitgegeben: da ging's besser. Da konnte man ihn so schön braten, daß er lange Fäden zog wie Meßmochteig.

So feuerten wir, bis auf einmal von da und dort über die Matten her das Geläut einer heimziehenden Herde tönte. Da hatten auch unsere Kühe schon lange zu grasen aufgehört und lagen wiederkäuend herum. So jagten denn auch wir sie auf und mit vielem Geschrei gegen das Brücklein und die Straße hin, daß die ganze Schar mit hochgehobenen Schwänzen und lautem Geschell dem Kirchturm zu rannte, den man durch die Obstbäume hindurch im Abendsonnenglanz liegen sah. Und beim Ochsenbrunnen droben, wo die große Landstraße und die Schmiedgasse sich kreuzen, da wollten jedesmal alle laufen. Und wenn dann vielleicht noch eine fremde Herde dazu kam, so mußte man elend aufpassen, daß es nicht ein böses Stoßen gab.

Vom Brunnen trieben wir stolz schmiedgasauf. Denn wir hatten eines der schönsten Geläute und wußten, was wir uns schuldig waren: klöpften mit unsern Geißeln wie Große und verführten einen Heidenpektakel mit Hüft und mit Hott, daß jedermann vor die Haustüre trat, sich das mitanzusehen und unser wohlgenährtes, sauberes Vieh zu bewundern. Und wenn sich dann die Kühe vor der Stalltüre drängten, ließen wir nur eine um die andere hinein und nahmen vorher jeder die Glocke ab. Und wenn die letzte Kuh drin war, probierte man noch einmal alle Glocken durch und schwang jede drei, vier Mal bedächtigt hin und her, ob auch keine einen Sprung bekommen habe und etwa jerble. Dann erst hängte man sich über jeden Arm zwei davon und trug sie alle hinein ins Tenn.

Und dann lief ich heim zum Nachtesfen.

So vergingen die letzten sonnigen September- und

Oktobertage. Aber dann kamen die stürmischen, dunkeln Novemberabende, und da mußte ich daheimbleiben und ein Stubenhocker werden und habe mich fast deswegen geschämt. Aber ich mußte. So kamen auf einmal meine eigenen Pferde und Kühe wieder zu Ehren und besonders das Gampiroß. Die ganzen Abende ritt ich und rutschte beim Galoppieren allmählich die Stube der Länge nach durch und machte dann lehr und wieder zurück. Dabei kolderte es ganz unheimlich in des Rosses Bauch. Denn man konnte ihn den Schwanz ausziehen. Er war sogar die gefürchtetste Waffe, und wenn wir Geschwister so alle paar Tag einmal hintereinanderkamen, dann war es immer meine erste Sorge, mir den Gampiroßschwanz zu sichern und meinen Segnern damit nicht übel um die Ohren herum zu fieseln. So mußten wir natürlich auch einmal auf den Gedanken kommen, dem Gaul ein paar Steine hinten hinein zu stöpseln. Und das war's, was jetzt beim Galoppieren so lächerlich lärmte; denn wir konnten sie nicht mehr herauskriegen, dann er hatte mit der Zeit eine ganze Ladung davon in sich aufgenommen.

Am so einem Abend war's. Die Mama saß bei der Lampe und sticte ein Hofengesäß. Die großen Mädchen machten ihre Schulaufgaben. Und die beiden Kleinen werden wohl schon im Bett gewesen sein. Ich aber hatte das Gampiroß vor den Kinderisch gespannt und kutscherte diesmal. Und wie der Gaul so gar ungebärdig wurde und nicht mehr parieren wollte, da riß ich ihn an der Leine zurück und hieb ihm ein paar über und schrie ihn an: „Wart, i will di lehre, du Chai!“ So, wie ich es immer gehört. Aber als es draußen war, erschrak ich doch selber und hatte so die Idee, das passe nicht in unsere Stube. Und gleich wurde es auch ganz unheimlich: die Hose sank in den Schoß, und die Griffel fielen auf den Tisch, und alle schauten zu mir herüber. Und dann stand die Mama auf und kam auf mich zu und langte mich von meinem Bock herab und legte mich übers Knie und waltete mich waterländisch durch, ganz in der Stille und ohne dabei ein Wort zu verlieren.

Von da an war mir das Gampiroß verleidet, und ich drückte mich eine Zeit lang ganz heimatlos an den Wänden herum. Meine Seele war aus ihrem ruhigen Gleichgewicht geworfen worden; was ich gesagt, das sagten sie alle hundertmal im Tag, und doch hatte es bei mir allein eine so wichtige Strafe nach sich gezogen! Und erst nach und nach wurde ich wieder zutraulich und heimisch.

(Fortsetzung folgt).

Zu unsern Kunstbeilagen.

Es ist eine eigene Sache um moderne religiöse Kunst: die Eigenschaft, die man in erster Linie vom religiösen Bilde fordert, daß es andächtig sei und heilig, scheint mit dem Begriff „modern“ nicht wohl vereinbar; denn so sind wir nun einmal, daß wir an die Heiligen, die unter uns wandeln, nicht glauben können und daß es uns dem Werke eines lebenden Künstlers gegenüber meist an Andacht gebricht. Tote allein werden heilig gesprochen, und andächtige Schauer verspürt der Gläubige nur vor dem Kunstwerke, dem die Jahrhunderte den Stempel der Ehrwürdigkeit aufgedrückt. Das war wohl immer so: Christus wurde von seinen Zeitgenossen gekreuzigt, und selbst zur Zeit der gegenwartsfreundigen Renaissance gaben die Andächtigen einem geistlosen byzantinisierenden Muttergottesbild

den Vorzug vor Raffaels himmlischen Madonnen. Eine schwere Aufgabe stellt sich deshalb der Künstler, der heute auf das Gebiet der religiösen Kunst sich begibt, wenn er nicht einfach Nachahmer des Alten, konventionellen, längst sanktionierten bleiben will. Nun haben wir aber gerade in der Schweiz zwei Künstler, die sich mit außergewöhnlichem Erfolg dieser Aufgabe zugewandt, unsere beiden welschen Maler, Paul Robert und Eugen Burnand. Und doch sind beide eigenartig und grundverschieden in ihrer Eigenart. Aus einem eigentümlich ekstatisch religiösen Empfinden heraus schafft Robert seine lichtverklärten, überfinnlichen himmlischen Erscheinungen, während Burnand in würdig kraftvoll vorgetragenem Bilde die religiöse Historie zu Leben und Wirklichkeit ruft. Ein Geist, ein fremdartig un-